

Kirsten King

Ein
unheimlich
guter
Mensch

Roman



Kirsten King

**Ein unheimlich
guter Mensch**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Lilian Peter

Ecco

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
A Good Person bei John Murray Press, London.

Das Motto aus Clarice Lispectors *Der große Augenblick* wird zitiert nach
der Übersetzung von Luis Ruby. © 2018 btb Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.

www.eccoverlag.de

1. Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© 2026 Kirsten King
© 2026 für die deutschsprachige Ausgabe
Ecco Verlag in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH
Valentinskamp 24 · 20354 Hamburg
info@harpercollins.de
Gesetzt aus der Scala Pro
von GGP Media GmbH, Pößneck
Druck und Bindung von GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7530-0134-0

*Jegliche nicht autorisierte Verwendung dieser Publikation zum Training
generativer Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) ist ausdrücklich verboten.
Die Rechte der Urheberinnen und des Verlags bleiben davon unberührt.*

Für die Frauen, die aus Brotkrumen Kuchen gemacht haben

Wer hat sich nicht schon einmal gefragt:
Bin ich ein Ungeheuer, oder bedeutet genau das,
ein Mensch zu sein?

Clarice Lispector

Prolog

Mit zehn hätte ich beinahe ein Mädchen ins Gorillagehege im Franklin Park Zoo in Boston, Massachusetts, geschubst. Sie hieß Melanie Frank und war eine von denen, die sich freiwillig als Pausen-Mentorinnen meldeten und stets von einer Schar schmalhirniger Mitläufer umgeben waren. Sie war weder besonders hübsch noch besonders gut angezogen, behauptete jedoch in der Grundschule ihren Platz am oberen Ende der Hierarchie, indem sie dafür sorgte, dass solche wie ich sich fühlten wie Kaugummi, der an einer Schuhsohle klebte.

Während eines Klassenausflugs zum Zoo saß Melanie im Bus neben ihrer Freundin Mackenzie, ein Gespann, das sich selbst »M&M« nannte, permanent flüsterte und hin und wieder kicherte. Ich saß allein auf dem Platz hinter ihnen, als Melanie begann, Geräusche zu machen wie ein Bluthund.

»Riechst du das?«, fragte Melanie Mackenzie.

Ich schnüffelte. Ich bemerkte nichts außer dem Plastikgeruch des Sitzes vor mir.

»Nein, was denn?«, fragte Mackenzie.

»Ich glaube, Lillian hat gefurzt.« kicherte Melanie und drehte sich zu mir um.

Eine Kicherwelle brach los im Bus, und diverse Blicke flackerten in meine Richtung. Einen fahren zu lassen, war in der Grund-

schule – wo es schon ein Unding war, dass Mädchen überhaupt ein Poloch hatten – eine Todsünde. Ich rutschte auf meinem Sitz hin und her und fragte mich, ob ich mich gegen M&Ms falsche Anschuldigungen zur Wehr setzen oder besser stillhalten sollte. Ich entschied mich zu schweigen und blickte aus dem Fenster, mein Gesicht glühte. Wenig später wehte ein eindringlicher Eiergeruch zu mir herüber. Mir wurde klar, dass Melanie mich als Tarnung für ihre eigenen stinkenden Taten benutzt hatte.

Den Rest des Ausflugs verbrachte ich damit, ein paar Schritte hinter Melanie zu laufen und ein imaginäres Loch in ihren blonden Schopf zu bohren. Als wir zu den Gorillas kamen, lehnte Melanie sich über das Geländer und versperrte allen anderen die Sicht. Natürlich fand sie, es wäre selbst dann noch ihr gutes Recht, im Mittelpunkt zu stehen, als sie Konkurrenz durch einen Gorilla aus dem Kongo bekam. Ich reckte den Hals, versuchte, einen besseren Blick zu erhaschen, doch alles, was ich sah, war Melanies pinke Caprihose, aus der ihre Hello-Kitty-Unterwäsche herauslugte, während sich ihr kleiner Hintern vor meinem Gesicht hin und her bewegte. Ich starrte auf das Schild, auf dem deutlich lesbar stand: »NICHT ÜBER DAS GELÄNDER LEHNEN«.

Glaubte Melanie, sie stünde über den Gesetzen des Zoos?

Ich dachte nicht lange über die Konsequenzen nach und schubste sie. Es war ein Impuls, dem ich nicht widerstehen konnte; wie Spiderman, der einen Netzschuss abgibt, nur dass ich nicht versuchte, Mary Jane zu retten, sondern ihr beim Fallen zuzuschauen. In erster Linie hatte ich es als Spaß gemeint, doch als Melanie den Halt verlor und kurz davor war, in das Gorillagehege zu plumpsen, dämmerte mir, dass andere das möglicherweise nicht verstehen würden.

Unsere Lehrerin, Miss Myers, bekam im letzten Moment Melanies Arm zu fassen und zog ihren Stoffpuppenkörper zu-

rück in Sicherheit. Miss Myers hatte unserer Klasse gegenüber einmal erwähnt, dass sie CrossFit machte, und ich konnte nun sehen, dass es Wirkung zeigte. Beim Anblick ihrer starken angespannten Arme, die die völlig verschreckte Melanie auf dem Boden absetzten, spürte ich einen kleinen Puls zwischen meinen Beinen. Als Melanie wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte, starrten meine Mitschüler und Mitschülerinnen mich an, als hätten sie mich noch nie zuvor gesehen und als gefiele ihnen nicht, was sie sahen. Später erfuhr ich, dass ungefähr zur selben Zeit irgendein Kind in einem Londoner Löwengehege umgekommen war. Vermutlich war es ein sensibles Thema, eine Art Zoo 9/11. Sonst wären sie, glaube ich, nicht so verstört gewesen.

Meine Mutter holte mich noch vor Ende des Ausflugs ab, sie war fix und fertig und entschuldigte sich ununterbrochen. Immer wieder band sie sich die Haare zum Zopf und öffnete sie wieder, ein nervöser Tick, den sie sonst nur vorführte, wenn wir bei der Bank waren. Ausgiebig entschuldigte sich meine Mutter in meinem Namen bei Miss Myers und dann bei Melanies Mutter, die auf der Bildfläche erschienen war und Melanie umarmt hielt, als wäre ihr Kind gerade eben vom Militärdienst heimgekehrt. Melanie liebte jeden einzelnen Moment der Aufmerksamkeit. Meine Mutter entschuldigte sich bestimmt noch weitere dreißigmal, bis Miss Myers schließlich sagte, dass es wohl das Beste sei, wenn sie mich für heute mit nach Hause nehmen würde.

Als wir im Auto saßen, standen alle Kinder aus meiner Klasse auf dem Parkplatz und warteten auf den Bus. Anscheinend war der Ausflug jetzt für alle vorbei.

»Warum hast du das gemacht, Lil?«, fragte meine Mutter und sah mich im Rückspiegel an. »Du hättest sie umbringen können.«

»Das wollte ich nicht«, sagte ich mürrisch. »Und sie ist ein schrecklicher Mensch.«

Das stimmte, Melanie war wahrscheinlich der schrecklichste Mensch, den es auf meiner Schule überhaupt gab; aber ihr etwas anzutun, war nicht wirklich meine Absicht gewesen. Ich hatte ihr nur eine Lektion erteilen wollen, was Über-Geländer-Lehnelei und falsche Furz-Anschuldigungen betraf. Sie umzubringen, und sei es versehentlich, würde meine Peers ja nur noch weiter auf Abstand gehen lassen. Mein nischiger Humor und meine mottenzerfressenen Klamotten hatten mich längst als seltsam etabliert. Ich hatte keinen Bedarf, mein Außenseitertum noch weiter zu verstärken, indem ich das beliebteste Mädchen der Klasse umbrachte.

»So was kannst du nicht machen«, sagte meine Mutter und kratzte sich am Nacken, als würde sie einen Ausschlag bekommen.

»Ich weiß«, schluckte ich. »Mir geht's nicht gut.«

Meine Mutter streckte den Arm nach hinten und legte ihre Hand auf meine Stirn. »Hmm. Vielleicht hast du ein bisschen Temperatur.«

Als Kind liebte ich es, krank zu sein oder so zu tun; Letzteres tat ich so oft, dass ich irgendwann kaum noch zwischen beidem unterscheiden konnte. Ich liebte es, in Decken eingehüllt zu werden und fernsehen zu dürfen, bis sich meine Augen anfühlten wie trockenes Glas. Wann immer meine Mutter und ich an Schildern des Bostoner Kinderkrankenhauses vorbeifuhren, dachte ich, was für ein Glück diese Kinder haben mussten – wie viel Aufmerksamkeit sie bekamen. Manchmal fragte ich mich, ob es nicht vielleicht schön wäre, krank zu werden und jung zu sterben; man würde sich für immer an mich erinnern, ohne dass ich irgendetwas dafür tun müsste. Doch in diesem speziellen Fall wollte ich einfach nur am nächsten Tag nicht zur Schule gehen.

Ich sah, wie die anderen aus meiner Klasse in den gelben Bus stiegen, während Melanie Hand in Hand mit Mackenzie zum

Auto ihrer Mutter hüpfte, offenbar wiederhergestellt von dem Ereignis, das sie wenige Augenblicke zuvor so sehr traumatisiert hatte. Meine Mutter bummelte auf dem Parkplatz herum und wartete darauf, dass die anderen ihn verließen, als wäre es eine weitere Grenzverletzung, direkt hinter Melanie zu fahren und dieselbe Straße zu benutzen wie sie. Ich spürte einen tiefen Stich im Magen. Mehr als alles andere in der Welt wollte ich in jenem Bus sitzen, der Wunsch danach war sogar größer als jener, dass Nick Jonas mich drückte, bis ich platzte. Ich fragte mich, ob ich mit einem simplen Fehler den Rest meines Lebens ruiniert hatte. Meine sämtlichen Zukunftsaussichten wurden vor meinem inneren Auge schwarz. Ich würde nie eine beste Freundin haben, mit der ich so eng wäre, dass wir unsere Namen in einem Akronym verschmelzen ließen. Ich würde nie die Anführerin einer Clique sein oder auch nur eine begehrte Followerin. Ich würde nie eine sein, für die andere einen Platz im Bus reservierten.

Ich würde immer draußen sein, den Blick nach drinnen gerichtet.

Eins

Mein Name auf der Torte war falsch geschrieben. Das war das Erste, was mir auffiel. Anstatt »Happy Birthday, Lillian!« stand dort »Happy Birthday, Lilian«. Es fühlte sich an wie ein schlechtes Omen für das kommende Jahr – als könnte jenes fehlende L bewirken, dass alles entgleiste. Ich starrte auf die pastellfarbene Fertigtorte, während meine Kolleginnen ein schiefes »Happy Birthday« zum Besten gaben. Die bei Weitem lauteste Stimme im Raum stammte von Jessica. Sie hatte einen Elan, als wäre sie zwar fürs Theater geboren, aber ärgerlicherweise für den Chor gecastet worden und als würde sie nun alles geben, um ihr Schicksal doch noch zu wenden. Jessica war der aktuellste Neuzugang in der Firma, und sie wollte ständig mit Leuten Kaffee trinken gehen, um sich »Inspiration zu holen«, als wäre das eine normale Redeweise und nicht eine verquere Art, darum zu bitten, Informationen abgreifen zu dürfen. Sie kam frisch vom College und hatte mehr Kollagen und mehr Optimismus, als ich in meinem Leben je gehabt hatte. Ich hasste sie.

Ich hatte keine wirklichen Freundinnen auf der Arbeit. Manchmal tauschte ich auf Slack mit Leuten GIFs aus, aber mich mit den anderen Frauen im Büro zu verbinden, fand ich schwierig. Sie machten alle Reformer-Pilates, tranken Matcha und waren jedes zweite Wochenende zu Hochzeiten eingeladen. Woher sie

so viele Leute kannten, war mir ein Rätsel. Außerdem waren sie alle extrem gut darin, so zu tun, als würden sie sich leidenschaftlich für unsere Firma begeistern, ein kleines Marketingbüro mit dem Namen Fizzle, das sich selbst als progressiv anpries, weil wir eine weiße Frau als CEO hatten und diese Tatsache allein anscheinend bedeutete, dass wir, anders als alle anderen, außerhalb des Kapitalismus agierten.

Meine Chefin, Candice, die Stellvertreterin unserer CEO, stand neben Jessica. Candice war gänzlich in Rot gekleidet, die Füße in passenden kirschfarbenen Crocs. Offenbar besaß sie Crocs für jede Saison, sogar gefütterte für die kalten Bostoner Winter. Die anderen Frauen in der Firma machten ihr oft Komplimente für ihren Stil, ich fand eher, dass sie aussah wie ein emotional verkrüppelter Clown.

»Happy birthday to youuuuu!«, sang Candice.

Candice war im Großen und Ganzen als Chefin in Ordnung. Sie hatte jene für Millennials typischen Unzulänglichkeitsgefühle, die dazu führten, dass sie großzügig war, was Abwesenheiten von der Arbeit betraf, und einmal gewährte sie einer Kollegin einen freien Tag, als diese »emotional verkatert« war, nachdem sie *Squid Game* geschaut hatte. Ich ging davon aus, dass ihre hellen Outfits sich ebenso wie ihre Freundlichkeit mit der Zeit eintrüben würden, doch in den drei Jahren, die ich für die Firma arbeitete, behielt sie ihre gute Laune bei. Ich wollte sie mögen, aber sie gab mir das Gefühl, dass ich wie eine dunkle Wolke war, die sich jeden Moment über unsere vor sich hin fermentierende Kombuchapilz-Firmenkultur ergießen konnte.

»Du musst die Kerzen auspusten!«, sagte Candice und schob mir die Torte vor die Nase.

Ich lächelte, so gut ich konnte, und blies die Kerzen aus. Angesichts der fehlerhaften Torte beschloss ich, mir dabei nichts Echtes zu wünschen. Ich wollte nicht riskieren, dass sich ir-

gendwelche kosmischen Ströme berührten und wahr machten, was immer ich (Lillian mit zwei L) mir für Lilian mit einem L wünschte.

Normalerweise mochte ich Aufmerksamkeit, doch mein heutiger Geburtstag war eine Ausnahme. Gegen meinen Willen wurde ich neunundzwanzig. Ich hätte längst eine Hautpflegeroutine haben sollen, die Unreinheiten verhinderte. Ich hätte einen Job haben sollen, bei dem ich einen sechsstelligen Betrag verdiente und bei dem mich Leute in Meetings nicht übergingen. Ich hätte genügend Unterwäsche haben sollen, um durch einen Monat zu kommen, ohne auf Kleidungsstücke zurückgreifen zu müssen, die ich schon im College besessen hatte. Ich war in dem Alter, in dem ich meine College-Unterwäsche *wegschmeißen* sollte. Ich hätte in einer Partnerschaft sein sollen, mit einer Person, die mit mir zusammen sein wollte und die mich liebte.

Das immerhin war, konnte ich behaupten, in Arbeit.

»Wer möchte ein Stück?«, fragte Candice quietschfidel und schnitt den Kuchen an.

Die Frauen in meinem Büro schnatterten wild durcheinander: »Nur ein kleines Stück«, und: »Für mich nur ein ganz bisschen«, und: »Ich habe so viel zu Mittag gegessen.«

»Das erste Stück geht ans Geburtstagskind«, rief Candice und reichte mir ein derart großes Stück, dass es sich wie Sabotage anfühlte.

»Danke«, antwortete ich schlicht.

Meine Kolleginnen wünschten mir alles Gute zum Geburtstag und begaben sich mit ihren hauchdünnen Tortenstücken zurück an ihre Arbeitsplätze. Ich fragte mich, ob wohl irgendjemand vorschlagen würde, dass wir zur Feier des Tages nach der Arbeit zusammen etwas trinken gingen, doch die Einladungen blieben aus.

Mein performatives Geburtstagsritual war vorbei.

Ich schaute auf mein Handy, um zu sehen, ob Henry – der Mann, mit dem ich seit vier Monaten zusammen war – mir geschrieben hatte, aber alles, was ich bekommen hatte, waren sechs Nachrichten von meiner Mutter:

Herzlichen Glückwunsch! Ruf mich nachher an.

Hast du von dem E.-coli-Ausbruch gehört?

Kauf keinen Sellerie.

Hat schon eine Person umgebracht 😞

Es ist Post für dich gekommen.

Sieht aus wie Werbung.

Sich auf meine Mutter einzulassen, war, wie während eines Schneesturmes die Tür zu öffnen – jegliche Behaglichkeit konnte binnen kürzester Zeit von der kalten Windböe, die sie mit sich brachte, weggeweht werden. Sie war eine äußerst dramatische Person, für sie war das Leben eine Seifenoper, sie kreischte, wenn ein Auto ihr die Vorfahrt nahm oder wenn sie feststellte, dass sie ihren Kaffeebecher in der Wohnung vergessen hatte. Wann immer sie einen Anruf entgegennahm, um mit einer Freundin zu sprechen, seufzte sie derart nachdrücklich, dass ich erwartete, meine Oma, eine Freundin oder Dave Schwimmer sei gestorben (meine Mutter mochte David Schwimmer sehr). In der Regel bedeutete es jedoch lediglich, dass ein Friseurbesuch nicht das gewünschte Ergebnis gebracht oder dass jemand mit einem Rubbellos vier Dollar gewonnen hatte. Ich hatte heute keine Energie, mich auf ihre Sperenzchen einzulassen.

Zurück an meinem Platz öffnete ich ein Inkognito-Fenster und ging auf Henrys LinkedIn-Profil. Er hatte braunes Haar, das auf seinem Porträtfoto zurückgegelt war; außerdem trug er eine Hornbrille, eine dieser Brillen, die man im Drogerieladen kauft, um sich eine neue Persönlichkeit zuzulegen. Henry arbeitete als

Risikoanalyst bei der State-Street-Bank; mindestens zwölfmal hatte er mir erklärt, was er da tat, doch ich verstand es nicht so ganz. Wenn er von seiner Arbeit sprach, zog ich im richtigen Moment die Augenbrauen hoch und reagierte in passender Weise, aber in Wirklichkeit hatte ich keinen Schimmer, was sein Job war. LinkedIn war die einzige Social-Media-Plattform, die Henry benutzte, und sie war meine einzige virtuelle Verbindung zu ihm. Vor einer Weile hatte ich seinen privaten Instagram-Account gefunden, doch als ich ihn darauf ansprach, sagte er, der sei alt und er habe ihn deaktiviert. Er bestand darauf, dass Plattformen wie Instagram und Facebook einen gefährlichen politischen Keil zwischen Menschen trieb, die eigentlich Gleichgesinnte waren. Er könne da deswegen nicht guten Gewissens mitmachen, sagte er. Theoretisch stimmte ich ihm zu, aber nicht so sehr, dass ich mich in meinen Gewohnheiten einschränken würde. Außerdem sah ich gerne Leuten, mit denen ich zur Schule gegangen war, dabei zu, wie sie im Internet Schritt für Schritt hässlicher wurden.

Henry und ich lernten uns kennen, als ich mit meinen Arbeitskolleginnen in einem Pub in der Nähe des Fenway Park etwas trinken war. In Arbeitszusammenhängen sollte man höchstens zwei alkoholische Getränke zu sich nehmen und eine Version von sich selbst darstellen, die so normal wie irgend möglich war. Meine Kolleginnen waren jedoch unerträglich, und so war ich schon beim dritten Glas. Er saß an der Bar, nippte an einem Whiskey Soda und arbeitete an seinem Laptop. Er sah gut aus, aber nicht so gut, dass ich das Gefühl gehabt hätte, er sei außerhalb meiner Liga. Er sah ein bisschen aus wie Bill Hader, den ich schon immer gern gevögelt hätte. Ich näherte mich ihm, während ich zur Bar ging, um mein viertes Glas Wein zu bestellen.

»Wer nimmt denn seinen Laptop mit in eine Bar?«, neckte ich ihn und wollte mich mit dem Ellbogen auf den Tresen lehnen, rutschte jedoch ab und zog ihn daraufhin schnell zurück.

Henry schien verdattert, lächelte aber, als er merkte, dass ich nur Spaß machte.

»Ich mache nur etwas fertig«, erklärte er.

Der Barkeeper stellte mir mein Glas Wein auf den Tresen.

»Willst du mir den ausgeben?« Ich nickte in Richtung Glas.

Henry sah überrascht aus, aber fasste sich schnell wieder. »Äh, ja. Klar.«

Schwungvoll hob ich mein Glas und stieß mit seinem an, dabei hätte ich beinahe etwas verschüttet. Henry griff sein Glas und stabilisierte es, bevor der Inhalt auf seine Geräte schwappen konnte.

»Prost«, sagte ich.

Ich ging zurück zu meinen Kolleginnen. Sie unterhielten sich gerade über die neueste hoch gehandelte Serie, von der alle beschlossen hatten, sie sage *wirklich etwas aus*. Ich blickte hinüber zu Henry, der immer noch vor seinem MacBook Pro saß. Der Abend schritt voran, und meine Kolleginnen verließen nach und nach die Bar, Henry aber blieb. Als sie alle gegangen waren, stolzierte ich torkelnd zu ihm zurück und ließ mich neben ihm nieder. Sein Handy lag auf dem Tresen. Ich griff danach, und sein Arm schoss in die Höhe, um mich zurückzuhalten, wie bei einem genau programmierten Roboter.

»Entspann dich.« Ich grinste. »Ich gebe dir nur meine Nummer.«

Henry bekam den Mund nicht mehr zu, aber er protestierte nicht.

»Außer du willst es nicht«, sagte ich und zog eine Augenbraue hoch, um ihn herauszufordern.

Er antwortete nicht. Also speicherte ich ihm meine Nummer ein.

»Bist du immer so direkt?«, fragte Henry.

»Nein«, log ich.

Männer dachten gerne, dass frau normalerweise keusche Regeln befolgte, die sie einzig und allein für sie brach. Sie wollten das Gefühl haben, dass eine Frau nur mit ihnen eine Hure war und ansonsten eine Jungfrau. Deswegen achtete ich darauf, wenn ich mit jemandem beim ersten Treffen ins Bett ging, stets zu sagen: »Das tue ich nie bei einem ersten Date.« Männer wollten das Gefühl haben, dass man ein neues Auto war, mit nur wenigen bereits gefahrenen Kilometern. Mir war in jeder Hinsicht klar, warum und inwiefern das rückschrittliches Gedankengut war, aber es war die Wirklichkeit, also arbeitete ich damit.

»Bitte schön. Gern geschehen.« Ich lächelte und gab ihm sein Handy zurück.

»Oh. Okay. Danke«, antwortete Henry.

Ich verließ die Bar und ging dabei so gerade, wie ich konnte; dabei stellte ich mir vor, ich wäre eine Julia-Roberts-Figur aus einem Neunzigerjahre-Film: begehrenswert, spontan und mit einer glänzenden Mähne, die im Wind wehte. Ich stellte mir Henry vor, wie er mir hinterherblickte und ungläubig ob seines Glücks den Kopf schüttelte. Am nächsten Tag realisierte ich, dass ich vergessen hatte, die Rechnung zu bezahlen, und kündigte aus Faulheit meine Kreditkarte. Ein paar Tage später schrieb Henry mir:

Du bist wirklich direkt. Ich bin eingeschüchtert und beeindruckt zugleich.

Seit jenem schicksalhaften Kennenlernen sahen wir uns regelmäßig, auch wenn wir auf emotionaler Ebene weniger schnell vorankamen, als ich es gerne gehabt hätte. Wir hatten jede Woche Sex, aber er arbeitete so viel, dass er keine Zeit für Abendessen oder irgendetwas darüber hinaus hatte. An Wochenenden arbeitete er normalerweise oder machte etwas Ehrenamtliches.

Doch nach vier Monaten mehr oder weniger verbindlicher Dates war ich schließlich bereit, mich voll und ganz auf Henry einzulassen. Ich wollte unter der Woche nächtelang mit ihm kiffen, schlechte Netflix-Serien gucken und so tun, als würden wir einander zuhören, wenn wir uns erzählten, wie unser jeweiliger Tag gewesen war. Ich wollte mich entspannen.

Meine Tagträume wurden abrupt unterbrochen, als Candice zu mir an den Platz kam. Ihre Crocs quietschten auf dem Linoleumboden. Schnell schloss ich den Tab mit Henrys Profil, öffnete das E-Mail-Programm und blickte konzentriert auf den Computer, als wäre ich in Gedanken versunken.

»Hey, Mädels«, sagte Candice und drückte sich auf der anderen Seite meines Schreibtisches herum. »Schon irgendwas Geburtstagsmäßiges geplant heute Abend?«, fragte sie. »Du weißt ja, dass wir heute Abend Welpenyoga machen, falls du Zeit hast!«

Candice organisierte häufig Aktivitäten, die uns als Team zusammenschweißen sollten und kaum verschleierte Gelegenheiten waren, Fotos für Instagram zu machen. Bei diesen Zusammenkünften achtete sie stets darauf, dass die wenigen Frauen of Color im Team auf jedem Foto ganz vorne zu sehen waren. Auf den Bildern, die sie online stellte, sahen wir aus, als machten wir Werbung für einen College-Campus, der Wert auf Diversität legte, nur dass es keine dicken Menschen gab. Da ich weiß war und nicht überirdisch attraktiv, wurde ich normalerweise nach hinten gestellt. Also vermied ich jegliche Team-Bonding-Aktivitäten, bei denen es nicht zumindest kostenlosen Alkohol gab. Schon gar nicht würde ich an meinem Geburtstag zu so etwas gehen.

»Ich mache was mit Freundinnen«, log ich.

Candice lächelte. »Ah, natürlich. Wir werden dich vermissen!«

»Ich euch auch«, sagte ich und setzte ein Gesicht auf, von dem ich hoffte, dass es authentisch aussah.

»Ich wollte auch noch über etwas anderes mit dir reden, falls du einen Moment hast.« Sie ging in die Hocke, sodass sie auf Augenhöhe mit meinem Schreibtisch war.

Bekam ich Ärger? Ich hatte so oft Pornos auf meinem Firmenlaptop geguckt, dass ich mir einen Virus eingefangen hatte, den die IT letzte Woche beseitigen musste; allerdings war ich davon ausgegangen, dass sie nicht rückverfolgen konnten, woher der Virus kam. Würde ich dafür zurechtgewiesen werden? Ausgerechnet an meinem Geburtstag? Wenn ja, würde ich sagen, dass sie mir das Gefühl gab, meine Sexualität sei falsch; Phrasen zu benutzen, um Fehlverhalten zu behaupten, funktionierte bei Leuten wie Candice normalerweise.

»Du weißt, dass die Wellness-Hexe nächste Woche kommt?«, fragte Candice.

Ich entspannte mich, erleichtert, dass sie nur über die Arbeit sprechen wollte. Unsere Firma versuchte seit Monaten, die Wellness-Hexe als Kundin zu gewinnen. Sie war eine ungeimpfte Frau, die es sich zum Markenzeichen gemacht hatte, Leute davon zu überzeugen, dass amateurhafte Hexenkunst ihr Leben verbessern würde. Auf TikTok lehrte sie magische Sprüche und verriet Rezepte für Zaubertänke, außerdem sprach sie über das Manifestieren. Sie hatte sogar Präparate, Säfte und Plazenten verkauft, bis die Arzneimittelzulassungsbehörde eingeschritten war. Sie hatte Millionen Follower, und jede Agentur in Boston bemühte sich darum, sie bei Sponsorenverträgen vertreten zu dürfen. Ich persönlich fand sie ekelhaft, aber die Dollarzeichen quollen ihr aus allen Poren, somit war egal, was ich dachte.

Ich lächelte angestrengt. »Ja. Ich freue mich sehr darauf, dass wir sie bewerben dürfen.«

»Ich habe überlegt, dass du vielleicht die Präsentation übernehmen und das Meeting mit mir zusammen leiten könntest. Du bist ja jetzt schon eine Weile hier, und ich würde dich gern

fördern, damit du dich weiterentwickeln kannst.« Candice strahlte.

»Mit dir zusammen leiten?«, fragte ich.

»Ich meine, das Reden kann ich gern größtenteils übernehmen – das will ich dir nicht aufbürden. Aber vielleicht könntest du alles zusammenstellen?«, fragte sie.

Candice gab mir eine »Gelegenheit zu wachsen«, also das, was Chefinnen und Chefs taten, wenn sie zusätzliche Arbeit auf ihre Mitarbeiterinnen abwälzen wollten, ohne sie dafür zu befördern oder zu bezahlen. Weder würde ich eine Provision erhalten, wenn wir den Zuschlag bekamen, noch gäbe es Anerkennung, aber wenn ich es nicht gut genug machte – oder wenn ich nicht dankbar genug war –, würde das gegen mich verwendet werden.

»Klingt super«, sagte ich und kochte innerlich.

Candice klatschte in die Hände. »Ich wusste, dass du dabei sein würdest, Geburtstagskind! Ich schicke dir später alles, was ich habe, dann kannst du anfangen, die Slides zusammenzustellen.«

»Cool«, sagte ich und presste die Lippen aufeinander.

Als Nächstes ging Candice zu Jessicas Schreibtisch. »Hey, Girly Pop! Wir sehen uns später beim Welpenyoga, hoffe ich?«

Jessica drehte sich in ihrem Stuhl herum. »Na klar! Ich bin so *obsessed* mit Hunden.«

Mein Handy gab einen Nachrichtenton von sich und unterbrach damit jegliche dunklen Gedanken über Candice, noch bevor sie wirklich aufkommen konnten. Die Nachricht war von Henry.

Was hast du heute Abend vor?

Ich hatte Henry nicht gesagt, dass ich Geburtstag hatte. Ich wollte nicht, dass er erfuhr, dass ich an einem Tag keinerlei Pläne hatte,

an dem ich eigentlich mit Geschenken überhäuft werden und von zahllosen Freundinnen und Freunden umgeben sein sollte, deren einziges Ziel es war, mich glücklich zu machen. Außerdem gab es durchaus ein paar Optionen: Meine Mutter hatte mich gefragt, ob ich zum Abendessen zu ihr kommen wolle, und meine Freundin Jamie vom College wollte etwas mit mir trinken gehen. Weder die eine noch die andere Einladung hatte ich angenommen oder auch nur beantwortet, in der Hoffnung, dass eben genau das eintreten würde: dass Henry mich sehen wollte. Ich lächelte. Scheiß auf meinen fehlerhaften Geburtstagskuchen. Ich musste gar keinen Geburtstagswunsch formulieren, um zu bekommen, was ich wollte.

Es kam ganz von selbst zu mir.

Zwei

Henry sollte in zehn Minuten da sein, allerdings kam er zu unseren Treffen normalerweise zwischen fünf und fünfundvierzig Minuten zu spät. Ich stand in der Küche, trank ein großes Glas Wein und verabschiedete mich von dem glanzlosen Jahr, das achtundzwanzig gewesen war: die langweilige Arbeit, die mittelmäßigen Freundinnen, die unseligen, dumpfen Vögeleien, von denen ich mich in der besseren Hälfte des Jahres allmählich losgesagt hatte.

Um halb neun klopfte Henry schließlich an meine Tür, noch im Arbeits-Outfit, das aus einem weißen Hemd und einer kaki-farbenen Hose bestand, die sein Hinterteil aussehen ließ wie einen Kamelhuf. Komischerweise bewirkte das nur, dass ich erst recht mit ihm schlafen wollte.

»Wie war es bei der Arbeit?«, fragte er und nahm einen großen Schluck aus dem Weinglas, das ich ihm beim Hereinkommen gereicht hatte.

»Gut«, sagte ich und führte ihn zum Sofa. »Meine Chefin will mich bei einem großen Projekt dabeihaben.«

Henry knöpfte seine Hemdsärmel auf, krepelte sie hoch und machte es sich bequem. »Hey, gratuliere. Komm her.« Er stellte sein Glas ab und beugte sich zu mir herüber, um mir einen Kuss zu geben.

Henry war nicht der Typ, der sich vor dem Sex groß unterhielt oder viel Zeit mit Warmwerden verbrachte. Er kam gerne direkt zur Sache, eine Eigenschaft, von der ich annahm, dass sie bei seinem anspruchsvollen Job im Finanzwesen hilfreich war. Es machte mir nichts aus. Ich brauchte mit Henry ohnehin keine Zeit zum Warmwerden; ich dachte ja ununterbrochen an ihn.

Keine fünfzehn Minuten nach seiner Ankunft waren wir im Bett.

Meine Brüste waren nicht groß, aber Henry gab sein Bestes, und er arbeitete mit dem, was es gab. Meistens hieß das, dass er ausführlich an meinen Nippeln saugte, bis ich mir sicher war, dass Milch oder Blut aus ihnen herauskommen würde. Sein Kopf bewegte sich auf meinem Körper hin und her, während ich auf dem Rücken lag und so tat, als würde es mir gefallen. Sex mit Männern war für mich hauptsächlich eine Performance. Sobald ich keine Hose mehr anhatte, war ich ein anderer Mensch. Anstelle einer neurotischen Neunundzwanzigjährigen mit einem mittelmäßigen Job war ich cool und *zu allem bereit*. Ich war die Art Frau, die Fallschirmspringen und Polartauchen ging und ihre Brüste in Fotokabinen in die Kamera hielt und »Free the Nipple« schrie. Ich war die Art Frau, die einen Haufen Freundinnen hatte, den sie ihren »Hexenzirkel« nannte, und die sich bei Festivals auf die Schultern von Männern heben ließ. Beim Ficken war niemand auf der ganzen Welt so sexy wie ich. Ich mochte es, wenn man mir den Hintern versohlte und an die Gurgel griff, und ich hatte schon mal einen Mann allein mit meinem Ellbogen zum Höhepunkt gebracht. Eine solche Fähigkeit ließ sich nicht käuflich erwerben.

Henry gefiel meine sexuelle Befreiheit sehr. Auf dem College hatte er ein Seminar über feministische Theorie besucht. Er erwähnte es mir gegenüber oft und war überzeugt, dass es ihn maßgeblich geprägt hatte. In der Praxis bemerkte ich von

Henrys Feminismus nicht sonderlich viel, aber es war klar, dass er dachte, für eine Frau bedeute, von den Ketten der Gesellschaft befreit zu sein, bisweilen, einen Typen in ihr Auge abspritzen zu lassen.

Der Plan sah vor, dass Henry mich lieben sollte, doch es galt, achtsam vorzugehen. Meine frühen Zwanziger hatten mich gelehrt, dass Männer wankelmütige Wesen waren, die man leicht verschrecken konnte. Eine Woche im Voraus zu verlangen, dass man sich überlegte, was man am Wochenende tun wollte, oder deutlich zu machen, dass man ihre Freunde kennenlernen wollte, war, wie mit einem Stein nach einem Hasen im Gras zu werfen – er wäre weg, lange bevor der Stein den Boden berührte. Die letzten vier Monate hatte ich damit verbracht, eine spezifische Version meiner selbst zu entwerfen, eine Version, der es gleichgültig war, dass wir uns nie vor zwanzig Uhr trafen, und die Henry gern dabei zuhörte, wenn er sämtliche Bände der *Dune*-Reihe nacherzählte. Schritt für Schritt ebnete ich Henry den Weg in eine reife Beziehung, indem ich ihn Woche um Woche mit gutem Sex und sorgsam kuratierten gemeinsamen Interessen anfütterte. In der Vergangenheit hatten meine Beziehungen um die zwei Monate gehalten und waren meist damit geendet, dass ich begann, mich wie ein Mensch mit Gefühlen zu verhalten, und nicht, als wären wir beim Coachella-Festival. Mit Henry würde ich diese Fehler nicht wiederholen. Ich würde nicht zulassen, dass mir eine weitere Beziehung entglitt. Bisher war mein Ansatz aufgegangen; die Zeit schritt voran, und Henry hatte begonnen, Freunde und Familienmitglieder zu erwähnen, denen er mich vorstellen wollte, und Orte, die wir vielleicht eines Tages besuchen könnten. Eine mögliche Zukunft, die sich vor unser beider Augen herauskristallisierte.

Ich lag auf dem Rücken, und Henry knabberte an meinen Brustwarzen, die sich allmählich wund anfühlten. Ich drehte ihn

auf den Rücken und setzte mich auf ihn. Henry niederzuringen, war meist nicht schwer. Wir wogen fast gleich viel, mir gefielen Männer, die einen Hauch kränklich aussahen, wie Engländer aus dem sechzehnten Jahrhundert. Ich setzte mich rittlings auf ihn, blickte herab auf seine blasse Brust und auf den einen, einzigen Streifen dunklen Haars zwischen seinen Brustwarzen. Ich zog an seinem Haar. Beim Sex konnte ich fast alles tun, und trotzdem hielt er mich eher für kinky als für bescheuert. Es gefiel mir, dass er bei mir im Zweifel für die Angeklagte war.

»Du bist so sexy, Lillian«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte ich.

In meinem normalen Leben fühlte ich mich nicht immer sexy. Ich hatte eine große Nase und kantige Knochen, die meinem Gesicht etwas Hartes verliehen, außerdem waren meine tiefroten Haare selbst gefärbt, sodass ich aussah wie eine Billigversion von Chappell Roan. Auch war ich mit einer jugendhaften Brust gestraft, aber meine grünen Augen und mein ansehnlicher Hintern glichen das ein Stück weit aus. Manchmal träumte ich davon, eine reiche Erbin zu sein und meine Fehler mit plastischer Chirurgie, falschen Wimpern und stetig fließenden Injektionen an den richtigen Stellen auszumerzen. Doch diese Mittel standen mir nicht zur Verfügung, also musste ich ausgefuchster sein im Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen. Ich zog Leute an, indem ich Selbstbewusstsein vorgaukelte. Ich ging durch die Welt und strahlte dabei aus: *Die weiß, wie man vögelt*. Und so war es auch. Das war es, worin ich den Großteil meines Lebens versucht hatte, gut zu sein. Vielleicht wurde ich in einer Bar nicht als Erste angesprochen, aber wenn, wurde ich mit nach Hause genommen.

Henry grapschte nach einer meiner Beinahe-Titten, und ich tat, als würde ich nicht merken, dass sein Penis dabei schlaffer wurde. Ich führte seine Hand zu meinem Hintern und spürte, wie sich das Blut wieder sammelte. Ich ließ ihn in mich

hineingleiten und initiierte damit den Tanz, den wir stets tanzten, wenn wir Sex hatten:

»Sollen wir ...«, sagte er.

»Ein Kondom holen?«, fragte ich. »Ja.«

»Gott, du fühlst dich so gu...«

»Ich weiß«, sagte ich.

»Ich komme gl...«

Ich sah zu, wie Henrys Mund sich zu einem kleinen O formte und seine Augen weit wurden wie die einer Katze, die draußen gerade einen Vogel gesehen hat, und er dann in mir kam. Selig atmete er aus. Ich stöhnte als Antwort, als würde mich das Gefühl seines Kommens erregen. Henry kam meist innerhalb von dreißig Sekunden bis maximal zwei Minuten. Mir war egal, wie lang er durchhielt; es schmeichelte mir, dass er es nicht länger zurückhalten konnte.

»War das gut für dich?«, fragte er.

»Wahnsinnig gut«, versicherte ich.

Ich wusste, er würde nicht anbieten, auch mich zum Kommen zu bringen; das war nicht die Art Sex, die wir hatten. Es kümmerte mich nicht. Bei heterosexuellem Sex zum Orgasmus zu kommen, war für Langzeitbeziehungen mit jener Art von bedingungsloser Liebe reserviert, die es erlaubte, einem Mann zu sagen, dass er sich nicht mal ansatzweise in der Nähe der Klitoris befand. Daran arbeiteten Henry und ich noch. Ich würde es ihm beibringen können, wenn er sich erst einmal ganz auf mich eingelassen hatte.

Ich rollte von Henry herunter und trippelte ins angrenzende Badezimmer. Dabei hielt ich meine Hand unter meine Vagina, damit das Sperma sich nicht auf den Boden ergoss. Ich schloss die Badezimmertür hinter mir und setzte mich auf die Toilette. Beim Pinkeln entfuhr mir ein kleiner Furz. Ich schickte ein kleines Stoßgebet an die Schwerkraft, mich vor einer ungewollten

Schwangerschaft zu bewahren. Zugegebenermaßen war ich, was Sex betraf, verantwortungslos. Ich fragte meine Bettpartnerinnen und -partner, ob sie sexuell übertragbare Krankheiten hätten, und nahm ihre Versicherung, dass dem nicht so sei, für bare Münze. Kaum je benutzte ich Kondome, und ich glaubte felsenfest daran, dass die Rauszieh-Methode funktionierte. Einmal hatte ich eine Chlamydien-Infektion davongetragen, aber zum Glück nichts Schlimmeres. Ein paar Standards hatte ich schon. Ich ließ Männer erst ab dem zweiten Date in mir drin kommen, und ich nahm die Pille danach, falls sie gekommen waren und ich nicht oben gegessen hatte. Ich hatte den starken Verdacht, dass diese Vorsichtsmaßnahmen nicht nötig waren und dass ich ohnehin unfruchtbar war. Es gab keine Diagnose, die diese Theorie bestätigt hätte, aber mir schien, dass ich meine Tage nur zu Vorführungszwecken bekam; sogar das Blut in meinen Binden sah unecht aus, wie Filmblut. Ich wollte keine Kinder, insofern war das kein schrecklicher Gedanke, auch wenn andere so taten, als wäre es das. Auf dem College hatte ich meiner Zimmermitbewohnerin Francesca einmal in betrunkenem Zustand verkündet, dass ich vermutlich unfruchtbar sei.

»Sag so etwas nicht. Bestimmt willst du irgendwann Kinder«, hatte Francesca mich gewarnt.

»Glaube ich nicht.« Ich nahm mir ein weiteres Stück Domino's-Pizza, tunkte es in Knoblauchsoße und schob es mir in den Schlund, als wollte ich einen Wettbewerb gewinnen.

Francesca und ich waren uns als Mitbewohnerinnen nicht nah. Wir gingen jede für sich aus und bandelten nur miteinander an, wenn wir uns zufällig beide betrunken auf unserem Zimmer befanden. Ich bekam den Eindruck, dass sie auf merkwürdige Weise religiös war, und sie hatte so viele Fotos von ihrem Bruder auf ihrem Schreibtisch stehen, dass ich vermutete, sie hatten sich geküsst. Ich legte keinen Wert auf ihre Meinung hinsichtlich der

Frage, ob ich Mutter werden sollte oder nicht. Nicht alle mussten Kinder zur Welt bringen. Ein Baby wollte ich nur in dem Fall bekommen, dass ich fabelhaft reich wurde und mir einen Vierundzwanzig-Stunden-Babysitting-Service leisten konnte. In meiner perfekten Welt würde ich meinen hypothetischen Nachwuchs einmal pro Woche für eine Stunde sehen, und in dieser Stunde würden mir meine Kinder übermäßig dafür danken, dass ich sie bemutterte. Warum sollte ich mich benehmen, als wäre es ein Verlust, wenn ich keine Kinder bekommen konnte? Im unwahrscheinlichen Fall, dass ich schwanger werden sollte, würde die Entscheidung abzutreiben schneller fallen, als Ken Jennings seinen *Jeopardy!*-Button drücken konnte.

»Entspann dich«, sagte ich. »Es ist nicht das Ende der Welt, wenn ich keine Kinder bekomme.«

»Diese Art Energie ins Universum zu schicken, ist gefährlich«, sagte Francesca bedeutungsvoll.

Im Hier und Jetzt drückte ich auf die Toilettenspülung und fragte mich, ob meine Vermutungen von früher mich unfruchtbar gemacht haben konnten. Ich hatte ein bisschen was über magisches Denken gelesen, meist in Verbindung mit dem Bewirken von Gutem. Was, wenn ich die Fähigkeit besaß, dunklere Dinge wahr werden zu lassen?

Als ich zurück ins Schlafzimmer kam, las Henry gerade etwas am Handy.

»Ich springe unter die Dusche«, sagte ich.

Henry grummelte etwas, abgelenkt von einem Artikel auf seinem Bildschirm. Ich versuchte, nicht eifersüchtig zu sein auf die fremde Person, von der stammte, was immer er da las.

Unter der Dusche masturbierte ich schnell und stellte mir dabei die Szene aus *Die Hochzeit meines besten Freundes* vor, in der Dermot Mulroney Julia Roberts einen Ring vom Finger lutscht. Es dauerte etwa zwanzig Sekunden, bis ich bei der Vorstellung

ihres ununterbrochenen Blickkontakts kam. Danach trocknete ich mich ab und ging in die Küche, um mehr Wein zu holen. Ich ging zurück ins Schlafzimmer, wo ich Henry komplett angezogen auf der Bettkante sitzend vorfand. Er war bisher nur ein einziges Mal über Nacht geblieben, nachdem wir uns an einem Donnerstagabend ein Fünftel einer Flasche Tequila geteilt hatten. Ich hatte genug Würde, um nicht zu versuchen, ihn zum Bleiben zu überreden; den Part hätte eine Flasche Hochprozentiges übernehmen müssen, doch ich hatte keine. Für seinen Abgang war ich aber noch nicht bereit.

»Gehst du?«, fragte ich und versuchte, gut gelaunt zu klingen.

»Ich habe noch einen Haufen Arbeit zu erledigen«, sagte Henry.

»Hast du deinen Laptop mitgebracht? Du kannst hier arbeiten, wenn du willst.« Mir war klar, wie erbärmlich der Vorschlag klang.

»Ich fürchte, du bist eine viel zu gute Ablenkung.« Henry zwinkerte mir zu und schlüpfte in seine Socken.

Ich lächelte leer, lehnte mich in den Türrahmen und stand ihm so im Weg. Meine Arme fühlten sich schwer an. Ich realisierte, dass ich vier Gläser Wein auf nüchternen Magen getrunken hatte und ein bisschen beschwipst war. Zu sehen, wie Henry sich anzog, fühlte sich dank des Alkohols und der Sexualhormone, die mein Hirn fluteten, an, als wäre es das Ende meines Lebens.

»Ich habe heute Geburtstag«, platzte ich heraus, ohne nachzudenken.

Henry hielt inne. »Was?«, fragte er sichtlich geschockt. »Wirklich?«

Ich hatte einen Fehler gemacht. Er würde mich lächerlich finden, denken, dass ich so eine war, die darauf wartete, dass ihr Freund ihr zum Geburtstag schrieb, eine, die allein zu Hause

saß und sich wünschte, dass etwas geschah – eine, der möglicherweise noch nie etwas Gutes passiert war.

»Ich habe schon ausführlich mit Freundinnen zu Abend gegessen«, ruderte ich zurück. »Ehrlich gesagt sind mir Geburtstage irgendwie egal. Ich hasse diesen ganzen, na ja, kommerziellen Geburtstagszirkus. Reine Geldmacherei.«

»Warum hast du mir das nicht früher gesagt? Ich hätte doch, also ich meine, ich wäre davon ausgegangen, dass du schon Pläne hast. Aber ich hätte dir eine Geburtstagskarte besorgt oder so.« Henry kratzte sich nervös am Arm.

»Das würde ich gar nicht wollen!«, sagte ich und klang, als meinte ich es. »Ich mag es nicht, wenn Leute für so etwas Geld ausgeben.«

Das war nicht gänzlich unwahr. Ich hatte mich daran gewöhnt, lieblose Geburtstagsgeschenke zu bekommen. Als Kind wohnte ich mit meiner Mutter zur Miete in einem einstöckigen Haus in Arlington, Massachusetts. Wir hatten genau das, was wir brauchten, und kein bisschen mehr. Wir konnten uns kaum leisten, die Heizung laufen zu lassen, geschweige denn die neuesten UGG-Stiefel für mich zu kaufen oder irgendein anderes Geschenk, das ich vielleicht gern gehabt hätte. Zum Geburtstag bekam ich von meiner Mutter normalerweise etwas Selbstgemachtes wie einen kotzefarbenen Schal oder »Gutscheine« für extra Fernsehzeit. Ein Geburtstag war wie jeder andere Tag, ein Hinweis darauf, dass die Zeit verging, und nichts weiter.

»Wirklich, passt schon«, versprach ich. »Ich habe schon gefeiert.«

Henry atmete aus und blickte auf seine halb angezogene Socke. Er streifte die andere über.

Ich fragte mich, ob ich den Abend ruiniert hatte.

»Okay, warte kurz«, sagte Henry. »Ich bin gleich zurück.«

Henry stand auf, verließ mein Schlafzimmer und schloss hinter sich die Tür. Für einen Moment war ich in Sorge, dass er

fliehen könnte, doch dann hörte ich ihn im Wohnzimmer herumrascheln. Ich war froh, dass meine Mitbewohnerin Elise nicht zu Hause war und nicht mitbekam, wie mein Freund, oder was auch immer er genau war, unseren gemeinsamen Bereich durchwühlte. Sie kritisierte mich immer wieder für meine kurz währenden Beziehungen, wahrscheinlich aus Eifersucht wegen ihres eigenen unfreiwilligen Zölibats. Einen Augenblick später kam Henry zurück ins Zimmer und hielt etwas hinter seinem Rücken versteckt.

»Mach die Augen zu«, sagte er.

»Warum?«, fragte ich.

»Tu's einfach«, sagte Henry. »Vertrau mir.«

Ich schloss die Augen, mein Herz pochte vor Aufregung.

»Jetzt mach sie auf«, wies Henry mich an.

Vor mir stand Henry und hielt eine brennende Yankee-Kerze in der Hand. Künstlicher Pfefferkuchenduft erfüllte den Raum. Ich lächelte.

»Alles Gute zum Geburtstag, Lillian.«

Mein Herz schwoll an vor Zuneigung.

»Jetzt wünsch dir was.« Er hielt mir die Kerze näher hin.

Ich lehnte mich nach vorn und schloss die Augen. Ich dachte an all die zukünftigen Geburtstage, die wir zusammen verbringen würden. Ich stellte mir Henry vor, wie er mir eine Überraschungsparty organisierte und sich Ausflüge ausdachte. Ich stellte mir vor, wie er mir Blumen auf die Arbeit schickte und wie meine Kolleginnen sie bewundern würden. Ich stellte mir vor, wie wir auf der Straße an einem älteren Paar vorbeigingen und Henry auf sie zeigte. »So werden wir eines Tages aussehen«, würde er sagen. Ich beschloss, mir diesmal wirklich etwas zu wünschen.

Ich würde Henry Davis dazu bringen, mich zu lieben, koste es, was es wolle.